

# Süßkind von Trimberg

Von Meier Spanier

*„Auf jeden Fall hoffen wir den Freunden der jüdischen Literatur im weitesten Sinne des Wortes eine angenehme Gabe zu bringen“.*

Franz Delitzsch, Süßkind von Trimberg (mit den Gedichten nach Bodmer und v. d. Hagen), Literaturblatt des Orients 1840 Nr. 10, S. 149.

Wenn die Züricher Patrizier Rüdiger (gest. 1304) und Johannes Manesse (Sohn, gest. 1297) als leidenschaftliche Liebhaber und Förderer höfischer Sangeskunst nicht im Verein mit gleichgestimmten Freunden eifrige Sammler von Liedern und Sprüchen gewesen wären, die dann in einer kunstvoll geschmückten Handschrift vereinigt wurden, und wenn man unter den 140 Dichtern, geordnet nach den Ständen, in der Reihe der Bürgerlichen nicht auch einen Juden aufgenommen hätte, so wüßten wir gar nichts von Süßkind von Trimberg. Wie diese Sammlung zustande gekommen ist, hat auf eine sehr anmutige Weise Gottfried Keller in seiner Novelle Hadlaub gezeigt, und seine dichterische Phantasie hat in allem Wesentlichen und Tatsächlichen sich gar nicht weit von den Feststellungen moderner Forschung entfernt.

Johann Jacob Bodmer, auch ein Züricher, hat in seiner Sammlung von Minnesingern (1758/59), nachdem er schon 1748 Proben aus der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts gegeben hatte, die Gedichte Süßkinds bekannt gemacht. Aber erst durch Friedrichs von der Hagen große wissenschaftliche Ausgabe „Minnesinger“, Leipzig 1838, ist der Dichter in jüdischen Kreisen bekannt geworden, besonders nachdem Franz Delitzsch im „Orient“ 1840 in einem interessanten Artikel auf diese Veröffentlichung hingewiesen hatte<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Literatur: Friedrich v. d. Hagen, Minnesinger. 1838. 2, 258—260; 4, 536—538. — Fridrich Pfaff, Die große Heidelberger Liedernandschrift. I. Teil Textabdruck 1909. S. 1173 ff. — Sillib, Panzer, Haseloff, Die Manessische Liederhandschrift. (Genauere Reproduktion und Abhandlungen.) Insel-Verlag. Leipzig 1929. — Franz Delitzsch (in: Literaturblatt des „Orient“. 1840 Nr. 10 und 11). — Theodor Creizenach, Pfeiffers Germania 14, 127 (Referat). — H. Graetz, Geschichte der Juden. Bd. 6. — Livius Fürst, Illustrierte Monatshefte für die gesamten Interessen des Judentums. 1865. (Lyrisch-romantische Darstellung mit sehr freien Übertragungen.) — Pfarrer Dr. G. Krätzing, Ein Jude unter den Minnesingern (in: Wyneckens deutschen Blättern 1874, S. 519ff.; nach Fürst und Graetz.) — Wilhelm Goldbaum, Entlegene Kulturen. 1877. S. 275 ff. — H. Schmolke (in: Magazin für die Literatur des Auslandes 1877 Nr. 43; Übertragung v. 3 Gedichten). — A. Lewin, Rahmers Jüdisches Literaturblatt Bd. 13, Nr. 3 u. 4 zu Nr. 8 (Spaniers Entgegnung und die Schlußbemerkung). 1884. — S. Gelbhaus, Über Stoffe altdeutscher Poesie. 1887. — M. Güdemann, Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden. Bd. 1 (1880), 133 ff. Bd. 3 (188), 187 ff. — R. M. Meyer, Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 201 ff. und Allgemeine Zeitung des Judentums

Seit dieser Zeit ist aber auch soviel Mißverständliches und Irreführendes geäußert worden, daß es sich lohnt, einmal deutlich zu sagen, was wir eigentlich von diesem „Minnesänger“ oder gar „Troubadour“ (Jüdisches Lexikon) wirklich wissen. Man muß das Wort „Minnesänger“ schon in einem sehr weiten Sinne gebrauchen, um es überhaupt auf Süßkind anzuwenden. Die eigentliche Liebespoesie, wie sie in den höfischen Minneliedern sich äußerte, war ausschließliches Besitztum und Vorrecht des ritterlichen Standes<sup>2)</sup>. „Minnesang ist ausgesprochene Gesellschaftsdichtung, mit allen Voraussetzungen aus der Gesellschaft erwachsen, in allen Äußerungen auf sie zielend“<sup>3)</sup>. Die Übung dieser adligen Kunst darf man vom Juden Süßkind nicht erwarten. Wir kennen von ihm nur zwölf einstrophige Gedichte, „Sprüche“ genannt, zumeist lehrhaften Inhalts. Dieser Spruchdichter Süßkind war ein Fahrender.

Er trug seine Sprüche in ihrer Melodie an den verstreut liegenden Herrenhöfen vor. Ob er weit in deutschen Landen herumgekommen ist, wissen wir nicht, auch nicht, ob er irgendwelche Beziehungen zu dem alten, damals blühenden Rittergeschlecht derer von Trimberg hatte. Im Würzburgischen, in der Nähe seiner Heimat, die sich auch in den mitteldeutschen Formen seiner Sprache kundgibt, waren Herrschaften, wie z. B. die Henneberger Burggrafen, die den Sängern günstig waren. Sie zierte Milde, d. h. Freigebigkeit; denn natürlich waren die Fahrenden auf die Gaben der Begüterten zu ihrem Lebensunterhalte angewiesen. Die Gehrenden bürgerlicher Herkunft aus diesen Gegenden, im Gegensatz zu den aus Oberdeutschland stammenden Sängern, blieben fast alle auf dem Boden der seit ältester Zeit von den Fahrenden geübten Spruchpoesie<sup>4)</sup>. Vielleicht stand Süßkind als Jude nicht allein unter den Fahrenden. Es war eine sehr zahlreiche und bunte Menge, die damals durch die Lande streifte, für Abwechslung im Einerlei des Tages, für die Übermittlung von Neuigkeiten und für geistige Anregung auf einsamen Herrenhöfen sorgte. Zu der vornehmsten Schicht dieser fahrenden Spielleute, „Künstler“ und Spaßmacher, gehörte Süßkind als Dichter und Sänger seiner eigenen Gedichte; sie vor allem muß man kennen lernen, wenn man wissen will, wer Süßkind von Trimberg war.

Nicht viele Tatsachen der Literaturgeschichte sind so gesichert wie die in der Handschrift gekennzeichnete (durch die kleine Vorschrift *Süskint von Trimberg ein Jude* und durch die rote Überschrift des Bildes *Süskint der Jude von Trimberg*). Wenn man nun dennoch diese Autorschaft bezweifelt hat, so wohl hauptsächlich deshalb, weil man für undenkbar hielt, daß ein Jude in der Blütezeit des Rittertums „Minnesänger“ sein konnte und weil man den Namen selbst falsch beurteilte.

1896. — John Meier, Paul u. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 20 (1895), 341 f. (Entgegnung). — Gustav Roethe, Allgemeine Deutsche Biographie, 37, 334 ff. — B. Badt, Die Lieder des Süßkind von Trimberg (Übertragung.) 1920. 6. Bd. der Jüdischen Bücherei, Fritz Gurlitt. — Meier Spanier, Central-Verein-Zeitung. 1927. Nr. 31/32. S. 454 f., Jüdische Schulzeitung 1933, Nr. 4 S. 2 ff. — Lachmann-Kraus, Gedichte Walthers von der Vogelweide 10. Ausgabe 1936. — W. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers. 1882; Walther von der Vogelweide, hgg. u. erkl. 2. Aufl. 1883. — Reinmar von Zweter, Ausgabe Roethe, 1887. — Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter. 7. Aufl. 1914. Nr. 74 (2 Strophen). — Konrad Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. 2. Aufl. 1928. — Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. II. Teil: die mittelhochdeutsche Literatur 1. Hälfte 1927, 2. Hälfte 1935.

<sup>2)</sup> s. Burdach, S. 252 u. 417. <sup>3)</sup> Friedrich Panzer, S. 84.

<sup>4)</sup> Burdach, S. 135.

Friedrich von der Hagen glaubte nun die Existenz dieses dichtenden Juden erweisen zu können, weil er in Langs Bayrischen Regesten<sup>5)</sup> die Tatsache verzeichnet fand, daß mit Bewilligung des Dompropstes das Dietrichsstift in Würzburg 1218 dem Juden Süßkind unter der Bedingung, eine unterirdische Wasserleitung anzulegen, einen kleinen Teil des Grundstücks verkaufte. Ein über diese Angelegenheit entstandener Streit wurde, wie die Akten mitteilen, 1228 geschlichtet.

Creizenach hat auf der Philologenversammlung in Würzburg 1868, auch unter Berufung auf diese Urkunden, gegen diejenigen polemisiert (Docen, Bartsch<sup>6)</sup>), die den Autor der zwölf Sprüche nicht als Juden gelten lassen wollten. Wenn er wirklich gesagt hat (über seinen Vortrag liegt nur ein Referat in Pfeiffers Germania vor): Süßkind sei am St. Dietrichsstift Arzt am Leprosenspital gewesen<sup>7)</sup> — vielleicht hat er es nur als Vermutung geäußert, wie ja schon Koch „zu keck aus dem Rezept zur Tugendlatwerge schließt“ (Delitzsch), daß er Arzt gewesen sei<sup>8)</sup> —, so ist diese Behauptung jedenfalls urkundlich nicht zu begründen. Creizenach spricht „über den zumeist nicht bekannten, lebhaften Anteil, den die Juden vom 13. bis 15. Jahrhundert an der deutschen Literatur genommen haben“, und weist auf den verbreiteten Judennamen und auf das Bild des Juden in der Handschrift hin.

Schon der kenntnisreiche Franz Delitzsch hat unter Hinweis auf Zunz' „Namen der Juden“ die Identität jenes sicher wohlhabenden Würzburger Süßkind mit dem Trimberger Süßkind, allerdings sehr zaghaft, bezweifelt. Der Name Süßkind wird irrtümlich für einen Familiennamen gehalten, weil man nicht weiß, daß dieser damals sehr verbreitete Name in profanem Gebrauch für den kirchlichen Namen Alexander verwendet wurde<sup>9)</sup>. Damals war wohl in jeder größeren Judengemeinde ein Süßkind vorhanden, und der arme Trimberger Fahrende dieses Namens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat sicherlich 1218 kein Grundstücksgeschäft in Würzburg abschließen können<sup>10)</sup>.

Aus dem Bilde der Handschrift zu Nr. 119 fol. 355a von Hand N 1 läßt sich nicht viel für die Charakteristik der Persönlichkeit Süßkinds erschließen. „Die Dinge sind mit den Augen der Enkel gesehen und in den äußeren Erscheinungsformen dieser späten Zeit wieder gegeben“<sup>11)</sup>.

„Alle diese Darstellungen führen ja nur von dem Gehalte der Dichtungen ab, die sie einleiten“<sup>12)</sup>. Während von der Hagen aus dem Bilde herauslesen will, daß jener Würzburger Grundstückshandel abgeschlossen werden soll, meint Friedrich Panzer<sup>13)</sup>: „er scheint mit dem Bischof von Konstanz eine Finanzaktion zu bereden“. Was man nicht alles aus einem Bilde heraushören kann! In Wirklichkeit beweist das Bild nur, daß der Maler, der wohl nicht einmal die Verse aufmerksam gelesen, sondern sich nur an die Überschrift gehalten hat, einen Juden darstellen wollte. Er stattet ihn mit dem mittelalterlichen Spitzhut, mit langem Bart- und Haupthaar aus. Im übrigen kontrastiert er ihn rein dekorativ mit dem sitzenden Bischof und seinen beiden Begleitern. Vielleicht liegt noch eine Art Nachhall aus jener toleranten Zeit vor, in der eine vornehme Anschauung die besiegte Synagoge mindestens so schön darstellte wie die siegende Kirche (Straßburger Münster). Jedenfalls gibt unser Maler dem

<sup>5)</sup> II, 91 u. 153.

<sup>6)</sup> Burdach hätte das Fragezeichen, das er S. 135 seines Walther-Buches bei der Aufzählung der mitteldeutschen Fahrenden setzt „Suezkint der Jude (?) von Trimberg“ bei einem Neudruck, wie ich von ihm selbst weiß, gestrichen.

<sup>7)</sup> Noch im Jüd. Lex. V, 1512 wird es als Tatsache angegeben.

<sup>8)</sup> E. I. Koch, im Compend. d. teutschen Literaturgesch. 1798 II, 7.

<sup>9)</sup> Zunz, Ges. Schriften 2, 27. 42.

<sup>10)</sup> Wie ein solcher Kauf aus den Verhältnissen der anwachsenden Würzburger Gemeinde zu verstehen ist, ersieht man aus der Germania Judaica s. v. Würzburg 477. Es ist daher auch irrig, wenn John Meier P. B. Beiträge 20, 341 verwandtschaftliche Beziehungen zum Dichter vermutet bei einem Juden Süßkind, der im Speyerer Achtbuch 1341 verzeichnet ist.

<sup>11)</sup> Oechelhäuser bei Sillib, Panzer, Haseloff, S. 132.

<sup>12)</sup> Panzer a. a. O. S. 84. <sup>13)</sup> a. a. O. S. 73.

Juden eine ebenso reiche Kleidung wie dem Bischof und verzichtet auf das Abzeichen. Es erscheint übrigens nicht ausgeschlossen, daß er bei der Komposition an jene Bilder dachte, in denen Juden mit der christlichen Geistlichkeit disputierend gezeigt werden.

Nur an einigen Beispielen wird in den folgenden Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten gezeigt, wie einige jüdische Gelehrte der besonderen Neigung gefrönt haben, Reminiszenzen aus der Bibel und der rabbinischen Literatur in den Gedichten Süßkinds aufzustöbern. Dabei ist zu bedenken, daß die Bibel damals zum Pflichtwissen der gebildeten Fahrenden gehörte.

A. Lewin und S. Gelbhaus überbieten sich im Nachweisen der rabbinischen Beeinflussung. Während Lewin meint, „Süßkinds Ideen und Gedanken sind oft bis aufs Wort entlehnt oder erwachsen aus dem Gedankenkreise, welchen die Bibel mit der rabbinischen Erklärung und das Gebetbuch den wenig gebildeten Juden zu eigen gegeben haben“, will Gelbhaus wissen, daß er die rabbinische Literatur und den Talmud genau gekannt habe. Man bedenke: selbst wenn Süßkind ein reiches rabbinisches Wissen gehabt haben sollte — man kann mit mehr Recht das Gegenteil annehmen — so hatte er doch keinen Anlaß, es gerade vor der ritterlichen Gesellschaft auszubreiten. Es ist denn auch nicht gelungen, nur eine einzige Stelle nachzuweisen, von der man annehmen müßte, daß sie aus dem Gebetbuch oder der rabbinischen Literatur stammt. Das Reich aller möglichen Gedanken und sprachlichen Ausdrucksformen im Gebiete allgemein menschlicher Betätigung ist nicht so groß, daß nicht eine oberflächliche Übereinstimmung oder Ähnlichkeit festzustellen wäre, wenn man nicht die besondere Eigenart der Entstehung und Formung der Äußerungen in Betracht zieht. Eine Methode, nach der man auch jeden nichtjüdischen Dichter, der vom Talmud gar nichts weiß, Abhängigkeit von diesem Werke nachweisen könnte, richtet sich selbst. Daß der Jude dennoch in Süßkinds Sprüchen bei tieferer Betrachtung zu erkennen ist, haben wir bei der Erklärung der einzelnen Gedichte gezeigt.

Man hat Süßkind einen „Assimilierten“ genannt, und das mit Recht, wenn man daran denkt, daß Sprache und Kunstform völlig das Kulturgepräge seiner Umwelt zeigen. Hervorragende Kenner wie Friedrich v. d. Hagen und Roethe haben festgestellt, daß in dieser Hinsicht nichts den Juden verrate. Aber man wolle nicht mit dem Gedanken an Verfallserscheinungen des 19. Jahrhunderts jenen Begriff falsch deuten. Daß Süßkind seinerseits in der gebotenen Rücksichtnahme auf seine Zuhörerschaft Zurückhaltung in der Äußerung religiöser Anschauungen geübt und nur das Gemeinsame und Verbindende hervorgekehrt hat, das für ihn ein Wesentliches seiner jüdischen Religion war, versteht sich von selbst. Aber die Ungebrochenheit seiner jüdischen Art zeigt sich deutlich darin, daß er auch in sozialer Hinsicht nicht Verstecken spielt, sondern freimütig vor den Herrschenden verderbliche Folgeerscheinungen aus der Lage, in die seine Brüder gezwungen wurden, ausdrücklich erklärt. Dieser Assimilierte hat sicherlich niemals versucht, sich als etwas anderes als ein Jude zu bekennen.

Völlig ergebnislos ist das Unterfangen, durch Feststellung einer „Erbsage“ in seinem Heimatsorte<sup>14)</sup> etwas von der Persönlichkeit Süßkinds feststellen zu wollen.

<sup>14)</sup> In Trimberg, dem Städtchen in Unterfranken an der Saale, hat schon im 12. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde bestanden. S. Tykocinski in der Germ. Jud. s. v. Trimberg, vgl. auch L. Löwensteins Ausführungen über die Würzburger Gemeinde in der Mitte des 13. Jahrhunderts, S. 477. Seine Heimat blieb anscheinend zu seiner Zeit von Ausbrüchen des Volkshasses verschont. Die Verfolgungen, die 1298 im Frankenlande wüteten, wird Süßkind nicht mehr erlebt haben, jedenfalls war er damals nicht mehr fahrender Sänger.

Als der Germanist Richard M. Meyer und der Dichter Karl Emil Franzos in dem Flecken Trimberg nach ihm fragten, zeigte man ihnen das Haus, in dem er einst gewohnt habe; und der Alte in diesem Hause erzählte, daß Süßkind es mit den Herren in der Burg gehalten, er sei ein „Schmuser“ und „Beiläufer“, also eine Art Agent gewesen. Im Alter habe er Unglück gehabt. Er sei — als letzter Jude in Trimberg — von seinen Kindern verlassen, dort gestorben. Mag, wenn ein Alter im Orte durch „Erbsage“ von einem Juden Süßkind etwas gehört haben will, Beeinflussung durch Literatenfragen vorliegen oder nicht, unser Süßkind kann nicht gemeint sein. So gewaltig war seine Leistung nicht, daß sie eine solch langdauernde Tradition hätte begründen können. Selbst der literarhistorisch interessierte Landsmann Süßkinds, Hugo von Trimberg (am Anfang des 14. Jahrhunderts), erwähnt ihn nicht unter der großen Zahl von Fahrenden, die er in seinem Lehrgedicht Renner aufführt.

Man hüte sich überhaupt vor einer Überschätzung des Dichters Süßkind. Ihn in eine Reihe mit Wolfram von Eschenbach oder Walther von der Vogelweide zu stellen, das kann nur die Unkenntnis. Aber es ist schon etwas, daß er das gute Mittelmaß in der großen Zahl der Nachfahren Walthers als Spruchdichter nach Form und Gehalt erreicht und teilweise überragt, und sicherlich ist die Tatsache, daß ein jüdischer Spruchdichter, ausgerüstet mit der künstlerischen Bildung seiner Zeit, an den Höfen des Adels wirken konnte, kulturhistorisch wichtig genug. Die uns überlieferten Strophen machen in der Vielseitigkeit ihrer Themen den Eindruck einer Auswahl, und es ist nicht ganz unmöglich, wenn auch leider sehr unwahrscheinlich, daß ein glücklicher Zufall noch andere Dichtungen und vielleicht auch eine Nachricht über sein Leben uns schenkt. Wir möchten so gern von ihm noch etwas mehr wissen, als sich aus den in einer Handschrift überlieferten Strophen ergibt. Wenn er uns darin als ein ernster, edel denkender Mann von großer Innerlichkeit erscheint, der auch in fremder Umgebung seine Herkunft und seine Brüder nicht vergißt, so dürfen wir andererseits auch annehmen, daß er das Glück hatte, in einem Kreise zu leben, in dem die tolerante Gesinnung der großen Dichter der Blütezeit mittelhochdeutscher Kultur noch nachwirkte. Auch in den trüben Zeiten der Judenverfolgungen gab es solche Oasen des Friedens. Aber freilich — auch auf sein Werk fällt schon ein Schatten traurigen Judenschicksals. Und diese Strophen sind sicherlich „echt“!

## 1.

Wer adellichen tuot, den wil ich han für edel,  
wie man sins adels achtet nicht gen eim zedel.  
nu sieht man doch bekommen rosen von dem torne.

Wa sich mischet vil untugenden zuo dem adel,  
da mag das adelkleit wol werden ze einem hadel.  
nicht guot dem mel, da vil getreffes ist under korne!

Wa adel adellicher Tat,  
der adel lüttert immer,  
wa adel arkeit vil begat,  
verhowet guot gezimber.  
wer nicht si von hohem namen  
vnd sich untugenden welle schamen,  
darzuo sin ding zuo dem besten kan gezamen;  
den heis ich edel, wie er nicht si von adel der geborne.

Adeliges Tun achtet man nicht gegenüber einem „Zettel“, der Adels- oder Lehnsurkunde. Diese Erklärung entspricht der Meinung Konrad Burdachs (brieflich). Doch erscheint auch möglich, gein ein zedel als eine verstärkte Negation aufzufassen, vorausgesetzt, daß man zedel schon in der Bedeutung Belangloses annehmen darf<sup>15)</sup>. Die Übertragungen „Sieht seinen Adelsbrief (?) man auch für Fetzen an“ (Schmolke), „Mag seinen Adelsbrief auch einen Wisch man schelten“ (Badt) treffen jedoch nicht den genauen Sinn.

Süßkind spricht hier übrigens Gedanken aus, die in jener Zeit außerordentlich häufig geäußert werden. So sagt Bruder Wernher: man gih, daz nieman edel si, niwan der edelichen tuot, und Reinmar von Zweter widmet diesem sonst besonders von bürgerlichen Fahrenden gern behandelten Thema mehrere Sprüche<sup>16)</sup>, aus denen die Tendenz herausklingt: nieman ist edel, ern tuo dan edelichen<sup>17)</sup>. Ganz ähnlich Freidanks Bescheidenheit und der Winsbecke (Anfang des 13. Jahrhunderts), vgl. auch Friedrich Vogt, der Bedeutungswandel des Wortes edel, Marburg 1909, S. 13 ff. Roethe<sup>18)</sup>: „Das war so recht ein Gedanke im Geschmacke der selbstbewußten Vaganten, es war ein Gedanke, gerade geeignet, in einer Zeit des aufstrebenden Bürgertums fruchtbar zu wirken. An sich keineswegs neu (Waitz, Verfassungsgeschichte V, 405, Anm. 3), war ers doch, insofern er in den Dienst einer neuen Tendenz trat und war eben dadurch weithin freudiger Zustimmung sicher. Nur erwartet man nicht gerade von einem Ritter, daß er für einen so demokratischen Grundsatz in die Bresche tritt. So ist denn jene Betrachtung vom wahren und falschen Adel ein Lieblingsthema hauptsächlich für bürgerliche Spruchdichter gewesen.“

Zu Vers 5. adel—hadel. Roethe<sup>19)</sup> bemerkt zu diesem Verse in seiner Weise: „Der Jude Süßkind witzelt“ — aber es ist doch nur ein Wortspiel, wie ähnliche Roethe selbst bei anderen Fahrenden nachweist. Der Ritter Reinmar von Zweter witzelt, wenn er urteilt: turnieren was ê ritterlich, nû ist ez rinderlich<sup>20)</sup>.

Zu Vers 7/8. Die gleichen Reimworte bei Reinmar Spruch 172. Die bildliche Anwendung von gezimmer ist im Mittelhochdeutschen nicht selten. Nach Reinmar begründet Demut das gezimmer der Tugend. Wenn das Fundament fehlerhaft ist, wankt das gezimmer<sup>21)</sup>.

Zu Vers 9 und 10. Ein Anklang an Reinmar von Zweter Spruch 81! Reinmar unterscheidet den Adligen des Geschlechts von dem, der von seinen tugenden edel unt nicht von höherem namen. Diesen, der sich vor untugenden kunde schamen, zieht er vor. Also der gleiche Reim.

Man beachte die Kunst im Bau der Strophe. Sie ist dreigliedrig. Die beiden ersten Teile, Stollen genannt, entsprechen einander; sie sind gebunden durch die Reime des dritten und sechsten Verses und den Schlußreim des dritten Teils (Abgesang) nach zwei gekreuzten Reimen und einem Dreireim. Die melodische Weise zu diesem Spruche ist uns leider nicht überliefert. Auch die sog. Sprüche, zumeist einstrophige Gedichte, wurden gesungen. Die gleiche Weise gilt für die beiden folgenden Sprüche und wohl auch für 6, 7 und 8. Es scheint also eine Lieblingsform Süßkinds gewesen zu sein.

Daß nun Strophen sehr verschiedenartigen Inhalts in der gleichen Weise gesungen wurden — bei dem ernsten Grundcharakter all seiner Sprüche ist das bei Süßkind nicht einmal sonderlich auffallend —, darf nicht verwundern, da in jener Zeit die Melodie keineswegs zum Ausdruck des Gefühlsgehalts der einzelnen Worte diente, sondern eher als köstlicher Schmuck der Rede galt. Daß die Textform dem rhythmischen Schema der Melodien im allgemeinen entsprechen mußte, versteht sich von selbst. Aber der musikalischen Kunst des Vortragenden war es sicher überlassen, die besonderen Feinheiten in der Rhythmik des Verses, in der Art und Anordnung der Reime durch den Gesang zur Geltung zu bringen.

<sup>15)</sup> Vgl. daz vrümet vor schanden niht gegen eime hare, v. d. Hagen, Minnesänger, II, 235 und auch DWB. 4, 1, 2, 2217.

<sup>16)</sup> 79—82. <sup>17)</sup> Spruch 80 Schluß.

<sup>18)</sup> in seiner Ausgabe Reinmars von Zweter S. 231.

<sup>19)</sup> a. a. O. S. 335. <sup>20)</sup> Spruch 106. <sup>21)</sup> Welscher Gast 12025.

## 2.

Kein besser latwerie nie gemachet wart,  
als ich lër und künde von sinneklicher art,  
gesund ze laster wunden und ze schanden süchten.

Mit fünf bimenten rein sol si gemenget sin:  
trüwe vnd zucht milti vn manheit hoert darin,  
dabi sol maset bülvern smeken unde trüchten.

Dise latwerie ist êr genant,  
ein bals ob allen spisen.  
mit ir wirt schanden not entrant;  
si zimt nicht dem unweisen;  
wem si wont stete bi,  
der ist vor houbt schanden vri.  
wol im des lip der latwerien bûchse si!  
sin reines lop, sin hoher nam wirt bloeten unde früchten.

Das Wort trüchten ist bisher unerklärt. Lexer denkt an Ableitung von tracht, Duft. Edward Schröder (briefliche Mitteilung) möchte eher an trucht, Last, Frucht, denken. Dann wäre trüchten Frucht ansetzen. Agathe Lasch (brieflich): „Ob es vielleicht bei den mannigfachen Fehlern der Überlieferung für rüchten stehen könnte? Zu dem Nomen gerucht, Geruch, also Geruch, Duft geben. Man käme so zu derselben Bedeutung, die auch Lexer hier findet, wenn er zu trüchten auf tracht Duft weist.“ Der Reimzwang läßt wohl manchmal ein seltenes Wort, das vielleicht mundartlich nur noch gebraucht wurde, ans Versende kommen.

Die Übersetzung:

„Das Tränklein Ehre ist genannt,  
Es würzet alle Speisen“

verschiebt etwas den Sinn. Ob allen spisen ist hier nicht auf, sondern über, höher als. (Vgl. Hoheslied 3, 6: Mehr denn aller Würzstaub des Krämers.)

Zu Vers 12 houbetschanden. Reinmar, Spruch 192, nennt eine Dreizahl von Hauptsünden: Hoffart, Ungehorsam und Habgier; ähnlich Freidank (28, 19; 29, 10), der statt Ungehorsam — Neid oder Lieblosigkeit angibt. Nach Ehrismann<sup>22)</sup> entspricht êre in der mittelalterlichen weltlichen Morallehre dem „honestum“. Diese Moralphilosophie, die in den Schulen gelehrt wurde, stützt sich hauptsächlich auf Ciceros „De officiis“. Honestum ist die Kardinaltugend der Rechtschaffenheit. Hartmann von Aue nennt in seinem „ersten Büchlein“ triuwe, milte, manheit. Im Kärtingischen Kräuterzauber werden acht Tugenden aufgezählt: milte, zuht, diemuot, dazu triuwe und staete, kiuscheit und schame, gewislichiu (zuverlässige) manheit, d. i. sicheres, durch Anstand beherrschtes Auftreten<sup>23)</sup>. Der Ursprung, die Gewürze als Tugenden auszulegen, liegt in der Erklärung zum Hohen Liede 3, 6. Die deutschen Übersetzungen und allegorischen Ausdeutungen des Hohen Liedes von Williram und dem St. Trudperter Autor wurden viel gelesen, und die Spielleute bemächtigten sich schon frühzeitig des Stoffes.

<sup>22)</sup> II, 2. Abschnitt, 1 S. 23.

<sup>23)</sup> Ehrismann a. a. O. 157. Reinmar von Zweter spricht ähnlich, aber mit cinem andern Bilde von der Ehre (Spruch 71). Manche Herren würden sie gastlich bei sich aufnehmen, wenn sie nicht zuviel Begleiterinnen hätte: Triuwe, Kiusche, Milte unt Manheit vert ir mite. Wie bei Süßkind schließt der Spruch mit dem Preis des Mannes, der die Ehre bei sich aufnimmt: er saelic man, der sich ir underwinde! Über Tugendregister, die für die Spruchdichtung besonders charakteristisch sind, vgl. Roethe, Reinmar S. 318.

## 3.

Wenne ich gedenke, was ich was, ald was ich bin,  
ald was ich werden muos, so ist alle min froide dahin,  
und wie die tag mins lebens louffen von mir swinde.

Unt ist das nicht ein iamer, süfzen, bernde not,  
das ich von tag zetage muos fürchten den tot,  
wie er mich bringe in der unreinen würmen gesinde?

Wie solt ich da bi vro gesin,  
so ich das als betrachte!  
so han ich an dem herzen min  
michel grosser achte  
wie das min sel dort kumber dol, —  
mit sünden was mir e so wol!  
almechtig herre, du bist aller gnaden vol,  
hilf mir, das min sel dort vor dir gnade vinde.

Gelbhaus<sup>24)</sup> meint: „Eine auffallende Ähnlichkeit hat dieses Gedicht mit der 33. Selicha zum Vorabende des Neujahrstages, deren Verfasser unbekannt ist. Dieselbe lautet: „Wie kann der Mensch frohgemut sein, da er jeden Tag dem Tode entgenseht. Wie kann das Fleisch reden, es wird ja zur Grube getragen. Der Körper fällt in die Gruft. Wenige und traurige sind seine Tage. Es nahet rasch sein Ende, und es schwindet seine Hoffnung. Es erlischt sein Licht und es geht verloren sein Andenken. Unreines Gewürm ist sein Erbe, Motten herrschen über ihn.“ Wie der Autor, ist auch die Abfassungszeit dieser Selicha unbekannt. Da sie aber in der Gebetordnung auf das Bußgebet des R. Simon ben Jizchak, der im 11. Jahrhundert lebte, folgt, so dürfte sie auch dieser Zeit angehören. Die Vermutung liegt daher nahe, daß Süßkind von Trimberg selber der Verfasser sein könnte. Auch der Schluß des Gedichtes: almehtik herre usw. stimmt zur Apostrophe der selicha: „Wer dieses hört, der weine und sorge, er mehre Gebete und Almosen, vielleicht wird er von Schmerzen verschont.“ — Dies sei nur als ein Beispiel angeführt für die völlig kritiklose Reminiszenzenjagd dieses Autors. Dr. Bertha Badt hat in der Jüdischen Bücherei, Bd. 6, Süßkinds Gedichte vortrefflich in neuhochdeutsche Form gebracht (auf diese Übersetzung wird in Einzelbemerkungen hier einige Male hingewiesen). In ihrem Nachwort rückt sie zwar von der eben erwähnten Methode ab; aber sie verweist doch auch bei diesen nicht nur in der jüdischen Literatur populären Gedanken auf Sprüche der Väter 3, 1: Bedenke drei Dinge . . . woher du kommst, wohin du gehst und vor wem du Rechenschaft abgeben muß. Und selbst das unreine Gewürm im selben Gedicht scheint wörtlich einer Stelle in dem Ausspruch desselben Weisen zu entsprechen: Wohin gehst du? — Zu Moder und Gewürm. Ich verweise demgegenüber auf Ulrich von Singenberg, einen jüngeren Zeitgenossen Walthers:

„Wol im der denket, waz er w a s und i s t  
und aber schiere wirt“<sup>25)</sup>

und auf Reinmar von Zweter<sup>26)</sup>:

„Sich, mensche, vür dich, wer dû bist,  
war ûz dû sist worden  
unt wer dû wirst in kurzer vrist.“

Roethe gibt zu dieser Stelle eine große Zahl von Belegen für die volkstümliche Mahnung zum Nachdenken über die eigene Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es sei auch erinnert an die Stellen in Walthers Toleranzgedicht<sup>27)</sup>.

Zu dem hier ausgesprochenen Gedanken, daß Herr und Knecht nach dem Tode gleich sind, verweist Wilmanns auf Hiob 3, 19 (auch Wernher spricht

<sup>24)</sup> a. a. O. S. 80. <sup>25)</sup> Bartsch 30, 143 ff. <sup>26)</sup> Spruch 190.

<sup>27)</sup> Lachmann 22, 1 ff.

ähnlich so), und zu der Wendung vom Gewürm der Verwesung zitiert er die Parallele beim Kanzler, bei Freidank „den würmen ist der lip beschert“ und als Quelle besonders Jesus Sirach 10, 13: „Denn wenn der Mensch gestorben ist, da wird er Maden und Getier und Würmer bekommen“ — eine ziemlich allgemein bekannte Erfahrung.

Der Reiz des Süßkindschen Gedichtes liegt nicht in diesen wirklich nicht eigenartigen Gedanken, sondern in der schlicht-edlen Formung und in der Innigkeit und dem tiefen Ernst des Gefühlsausdruckes.

## 4.

Gedenke nieman kan erwern den torn noch den wisen,  
darumbe sin gedenke vri uf aller hande sache.  
herz und sin dur gemacht  
dem menschen sint gegeben.

Gedenke anschleffe dur den stein, dur stahel un durch ysen,  
gedank kein achte, wie die hant dis unt das gemache,  
wie man gedenke nie gesach,  
si doch hort streben.

Gedank ist sneller über velt,  
den der blik eis ougen.  
gedank glust bringet nach der minne golt,  
nach der gesichte tougen.  
gedank kan wol ob aln arn hoch in den lüften sweben.

Daß das Spiel der Gedanken frei ist, wußte man natürlich schon früh in aller Welt. Cicero pro Milone 29, 79: liberae sunt nostrae cogitationes. Aus der mittelhochdeutschen Literatur kann man Beispiele häufen. Schon Dietmar von Eist<sup>28)</sup> sagt: Gedenke die sint ledic fri. Walther<sup>29)</sup>: Welt ir wizen waz diu ougen sîn, dâ mit ich si sihe dur elliu lant? es sint die gedanke des herzen mîn: dâ mite sihe ich dur mûre und ouch dur want. Freidank<sup>30)</sup>: sô dicker mûren sint niergen drî, ich gedenke wol durch si. Und Reinmar von Zweter<sup>31)</sup>: Gewalt mac melden understân, gedanke muoz man ledic, ungevungen lâzen gân. ez wart nie keiser, künec so hêr, der gedanke und merken künne erwern. Vgl. auch die Hinweise bei Wilmanns zu Walther 62, 19. Übrigens wird das Thema der Gedankenfreiheit von Süßkind nicht in der Art behandelt, daß man ihm, wie auch schon versucht wurde, als einen Vorläufer des Marquis Posa charakterisieren dürfte. Es ist hier nicht von der Gedankenfreiheit als Forderung in religiöser oder politischer Hinsicht die Rede, sondern es äußert sich die naive Bewunderung der psychologischen Tatsache, daß bei aller sonstigen Gebundenheit und Begrenztheit das Spiel der Gedanken seine eigenen Wege einschlagen kann.

Zu Vers 6. Wörtlich: Der Gedanke achtet nicht darauf, wie die Hand dies und das mache, — er ist unabhängig von äußerem Tun. Die Übersetzung — „Gedanken schießt nicht, ob die Tat auch ausgeführt mag werden“ trifft wohl nicht den Sinn.

## 5.

Küng, herre, hochgelopter got, was du vermacht!  
du lüchtest mit dem tage und finsterst mit der nacht,  
davon dü welt vil fröide und ruowe hat.

Küng aller eren, dir noch nie gebrast,  
wie den tag du zierest mit der sunnen glast,  
und ouch dü nacht dins manen liecht wol stat.

<sup>28)</sup> Minnesangs Frühling 34, 19. <sup>29)</sup> Lachmann 29, 27 ff.

<sup>30)</sup> 115, 18. <sup>31)</sup> Roethe Nr. 64 S. 443.

Du bernst himel mit den stern,  
 din schönheit iemer mag gewern,  
 du hast ze geben gabe vil der nicht zergat.

Dieses schöne religiöse Gedicht — ist es nicht sein schönstes? — ist an zwei wichtigen Stellen oft mißverstanden worden. 4. Vers: „König [Herr], an Herrlichkeit dirs nie gebrach“ (Fürst, Krätzing). „König! Alle Ehre gebühret dir allein“ (Badt). Diese Übertragungen sind nicht richtig. Das Komma ist nicht hinter künig sondern hinter eren zu setzen. Die Anrede entspricht dem „König der Ehren“ nach Psalm 24, 7 ff. Dadurch werden auch die Verse rhythmisch gleichmäßiger und ähnlich dem entsprechenden 4. und 5. Vers des im gleichen Ton gedichteten folgenden Spruches. 7. Vers: „Du schmückst den Himmel mit den Sternen“, (Fürst, Krätzing, Fritz Rosenthal) „Du schufst der Himmel und der Sterne Schar“ (Badt). Hier ist die mitteldeutsche Form des transitiven Wortes brennen, bernern, nicht erkannt. Das Mißverständnis trifft gerade einen Vers von schönstem lyrischen Eigenklang. Uz singt später mit intransitiver Anwendung des Wortes: „Der sternenvolle Himmel brennet.“ — Es ist gewiß nicht unmöglich, daß die Konzeption des Gedichtes durch das Maariw-Gebet mit beeinflußt ist (schon Franz Delitzsch, 1840, meint: „vielleicht schwebte dem Dichter das ihm sicher geläufige Maariw vor“), auch an Jesaja 45, 7, Amos 5, 8 mag man denken. Aber viel wichtiger als der Anklang an Worte ist diese einheitliche Stimmung des Nachtgesanges, die, wenn durchaus verglichen werden soll, an den Preis der Erhabenheit und Allmacht Gottes im 8. Psalm erinnert.

Der gleichmäßige hallende Klang dieser Verse entspricht ganz dem erhabenen Inhalt. Stollen und Abgesang sind gleich geformt: drei Dreizeiler, deren dritter Vers mit gleichem Reim die Glieder bindet. In diesem und dem folgenden Gedicht, das auch einen Klang religiöser Innigkeit hat, ist die Formgebung am schlichtesten.

## 6.

Irs man kron ist das vil reine wip,  
 iemer in wol eret ir wol werder lip,  
 er selig man, dem dü guote si beschert.

Der mag sunder zwivel mit ir sin iar  
 willeclich vertriben stille und offenbar.  
 er sich mit ir sünden und schanden wert.

Mit hoher stet ist si bedacht,  
 ir lieht für löschet nit in nacht,  
 ir hohes lop mit der meiste menge vert.

Es ist nicht auffallend, daß manche Stellen dieses Gedichtes anklingen an Sprüche Salomos, die in den Kreisen der Fahrenden sehr populär waren<sup>32)</sup>. Sprüche 31, 18 möchte ich zur Korrektur des Textes verwerten: ir lieht viur = ihr helles Feuer, ist nicht gemeint, sondern das vur des Schreibers steht für vir, ver. Das ursprüngliche ist also das auch rhythmisch bessere: ir lieht virleschet niht in naht. In den Sprüchen wird diese Stelle auf den unermüdlchen Fleiß der Frau oder nach anderen auf ihren Wohlstand bezogen. Man darf bei Süßkind wohl an eine bildliche Auffassung denken, freilich nicht in der Art, wie Livius Fürst übersetzt: „ihr Licht erhellt ihm jeden trüben Tag“.

Viel wichtiger als dieses Äußerliche ist, daß hier die jüdische Anschauung von der hingebungsvollen Verehrung der Ehefrau zutage tritt — nicht die religiös verklärte altgermanische Schätzung der Jungfrau, die späterhin im Marienkult durchgeistigt und veredelt wurde, nicht die Verstiegenheit des modischen Minnedienstes mit seiner inneren Unwahrhaftigkeit, und am allerwenigsten jene

<sup>32)</sup> Sprüche 12, 4; 18, 22; 31, 18. 31; Prediger 9, 9.

volkstümlich derbe Anschauung, in der das Ehetema zumeist bis an die Grenze des Burlesken von Fahren den behandelt wird. Eine uralte Tradition, die schon aus den Erzvätergeschichten der Bibel hervorleuchtet, hat im Judentum eine Familienkultur begründet, in der z. B. eine Äußerung aus der gewiß doch von leidenschaftlicher Liebe erfüllten Ehe von Siegfried und Kriemhild: ouch hat er so zerblouwen darumbe minen lip<sup>33)</sup>, nicht zu erwarten ist<sup>34)</sup>. Wenn man an die schönen Verse

Er saelic man, si saelic wîp,  
der herze ein ander sint mit triuwen bî!  
ich wil daz ir beider lip  
vil saelic sîn ir jâr und al ir zît<sup>35)</sup>

an Walthers Mahnung:

wir wellen, daz diu staetekeit  
in guoten frouwen ein krône sî<sup>36)</sup>

oder an den Abgesang in einem Liebesspruch Reinmars von Zweter:

Und ob diu minne der zweier herze bünde,  
swâ man diu beide undr einer decke fünde,  
daz arm mit arme sich besluzze,  
dâ möht wol sîn der saelden dach,  
nu wol im, dem ez ie geschach!  
ich weiz daz wol, daz sîn Got niht verdrüzze!<sup>37)</sup>

so übersehe man nicht, daß hier von minne, also jener höfisch galanten Huldigung der Ehefrau eines anderen die Rede ist, nicht etwa von ehelicher Liebe. „Das Ziel der Minnehuldigung für den im Hofdienst stehenden Dichter war, durch Preis des Ruhmes und der Ehre des Herrn Lohn zu erhalten, der vornehme Herr mochte wohl nach leibhafterer Gunst streben.“ „Der unverhüllte Anspruch auf genâde, Erhörung, der reinen, guoten wibe bei Walther: halsen, triuten, bigelegen (92, 1) ist eine Stufenreihe der Gunstbezeugungen“<sup>38)</sup>. Es ist hier nicht der Ort, trotz allem auf den veredelnden Wert des Minnesangs hinzuweisen: „in ihm liegen die Kräfte zu höherer Seelenbildung und zu feinerer Lebensform“. Hier sollte nur auf den Unterschied der Anschauungen hingewiesen und die Tatsache verdeutlicht werden, daß Süßkinds Strophe keine Minnedichtung ist.

Es ist außerordentlich bezeichnend, wenn Süßkind in der dichterischen Sprache seiner Zeit zusammentrifft mit Reinmar von Zweter, wenn dieser die Verehrung der Mutter Gottes als edelste Minne<sup>39)</sup> mit folgenden Wendungen äußert, die ich nach dem Gang unseres Gedichtes ordne:

si ist reine, si muotet niht wan reines . . .  
er saelic man<sup>40)</sup>, dem si gewinket eines . . .  
du unt din sun, des heiles tür,  
sint unser schirm vor sünden unt vor schanden . . .  
si ist alles wandels frî . . .<sup>41)</sup>  
du erliuhtest vinster naht,  
als si mit sunnen si betagt . . .<sup>42)</sup>.

<sup>33)</sup> Kriemhild im Nibelungenlied, Lachmann 837.

<sup>34)</sup> Über die Prügelstrafe für Frauen vgl. Roethe zu Reinmar 105, 8 und meine Anm. zu Murners Narrenbeschwörung 9, 8.

<sup>35)</sup> Lachmann 95, 37 ff. <sup>36)</sup> das. 43, 29. <sup>37)</sup> Roethe, Spruch 50.

<sup>38)</sup> Ehrismann, Anm. 1, S. 188.

<sup>39)</sup> Eine solche Verquickung der irdischen und himmlischen Minne war freilich durchaus nicht im Sinne der geistlichen Dichter. Vgl. Burdach 49.

<sup>40)</sup> „Reinmars Spezialität sind die Seligpreisungen er saelic der, meist im letzten Verse, mindestens am Schluß der Strophe.“ Roethe 326 f. mit vielen Beispielen.

<sup>41)</sup> Die Makellosigkeit als ideale Eigenschaft der Frau s. Wilmanns III, 104.

<sup>42)</sup> Reinmar Sprüche 19 u. 21.

## 7.

Swie vil das mensche zuo der welte guotes habe  
und es gedenket, wi es scheiden muos dar abe,  
ze leste mit dem tode, so mag es truren sere.

Da vor nit früntt richtuom, geburt von hoher art,  
wisheit, gewalt — das müsse an des todes vart,  
es darf dafür nicht suochen weder rat noch lere.

Kein meister in nigromancia  
wart nie so wiser rete  
das ir ie wurde des todes vri  
noch heilig wis prophete  
dur den grossen ungewin  
ich dike gar betrübet bin,  
so nieman weis nu, wa dü sele kumet hin,  
so der tot den lip ermant, das er von leben kere.

Gedanken, wie sie in diesem Spruche geäußert werden, haben zu allen Zeiten ihre Dichter gefunden. Ich erinnere an das ergreifende 15strophige Vanitasgedicht des Gryphius. Gelbhaus denkt hier wieder an die bereits erwähnte 33. Selicha und bemüht sogar Rabbi Jochanan mit seinem Schlußwort aus Berächet 17: „Das Ende des Menschen ist der Tod!“ Roethe bemerkt: „Als die typischen Vertreter der Weisheit erscheinen bei ihm nicht die Pfaffen, sondern die Nekromanten und Propheten. Im angstvollen Gedenken an den Tod und die ungewisse Zukunft nachher fehlt ihm die freudige Zuversicht, die sich bei den christlichen Sängern meist einstellt: den Stachel des Todes fühlt er schmerzhaft voraus.“ Dem zuletzt geäußerten Gedanken muß man widersprechen. Roethe verkennt den Optimismus der Judenheit, die sogar im Mittelalter trotz aller Leiden und Verfolgungen niemals die frohe Zukunftshoffnung aufgegeben hat und immer wieder durch sie gestärkt wurde. Mag sein, daß hier eine individuelle schwermütige Veranlagung sich äußert, sonst könnte man eher glauben, daß gerade nach dieser Richtung hin Beeinflussung durch eine Umwelt vorliegt, auf die Mahnreden christlicher Bußprediger einzuwirken pflegten.

Eine Übertreibung ist es, wenn Schmolke die Originalität der Gedanken Süßkinds rühmt, der „in manchen seiner Sprüche weit über den Vorstellungskreis seiner christlichen Kunstgenossen hinaus tritt. Man vergleiche den Schluß dieses Spruches“. Es ist nicht unmöglich, daß bei dem Satze: „Niemand weiß, wohin die Seele kommt“ Süßkind an Prediger 3, 21 gedacht hat oder nach mittelalterlicher jüdischer Anschauung zweifeln läßt zwischen Gan eden und Gehinnom. Vgl. auch Spruch 3, 9 ff. und Frauenlobs Verse<sup>43)</sup>.

Zur Form. Diese und die beiden folgenden Strophen haben die gleiche Weise. Stollen und Abgesang sind durch denselben Schlußreim gebunden. In den Stollen reimen die übrigen sechshebigen Verse paarig. Im Abgesang folgt auf vier gekreuzte Reime der dreihebigen Verse ein Dreireim; der letzte Vers ist wieder sechshebigen.

## 8.

Vil maniger muos bescheiden wesen dur die not,  
der unbescheiden were, wan das im gebot  
sin meisterschaft, das er unfuoge muoste lassen.

<sup>43)</sup> Bartsch 79, 360 ff.

Da bi so nêem ouch meniger gernde den gesuch;  
 das liesse er nicht dur got, noch dur der lüten fluoch,  
 wan das er hat des houbet guotes al ze mâssen.

Und das der esel hetti horn,  
 die lüte er nider stiesse;  
 vermöchti kocheldrille sinen zorn,  
 nieman es leben liesse.  
 stünt an wolfen gar dü kür,  
 vil schâffen man daran verlür;  
 diep wolti das beslossen wurde niemer tür;  
 der böse wolti, das der biderbe wer verwâssen.

Unter den Beispielen aus der Tierwelt — zwischen Wucherer und Dieb — fällt das Krokodil auf. Seine Nennung entspricht der Eigenart der Fahrenden, die gern ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse hervorkehren. Die Wendung wenn der Esel Hörner hätte, geht zurück — worauf mich Johannes Bolte aufmerksam macht — auf die Äsopische Fabel vom Kamel und Zeus<sup>44)</sup>, die im Arabischen oft auf den Esel übertragen wird<sup>45)</sup>: Das Kamel wünscht sich Hörner, da wurden ihm seine Ohren abgeschnitten. Siehe die gründliche Abhandlung Bernhard Hellers über das hebräische Märchen bei Bolte-Polivka, Anm. zu Grimms Märchen Bd. 4, 318. 333. 342, wo u. a. auch dieser Satz aus Sanhedrin 106 a zitiert wird.

Aber es ist nicht zu verkennen, daß es sich hier um die Bestrafung des Neides handelt. Dem Gedanken Süßkinds entspricht mehr jenes Sprichwort, das Tendlau<sup>46)</sup> anführt: Es is gut, daß der Esel kaan Hörner hot! — Wenn der Esel Hörner hätt un der Ochs wüßt von seiner Kraft, hätt die Welt kaan Kijum. Tendlau verweist auf Süßkind und auf den Satz bei Adelung: Wenn manches Tier seine Kräfte kennete, es würde sich von dem Menschen nicht so mißbrauchen lassen. Es wäre interessant zu erfahren, ob aus der älteren jüdischen Literatur das von Tendlau angeführte Sprichwort zu belegen ist.

Zu Vers 6 vgl. das alte Sprichwort: Wucher ist mir verboten, denn es fehlt mir an der Hauptsumme<sup>47)</sup>.

9.

Hatte richer mel, der arme da bi eschen hât,  
 daran gedenke ein wiser man, das ist min rat.  
 und lass dir nit den armen sin ze smehe z'einem fründe.

Vil lichte kumet dü stunde, das er sin bedarf.  
 davon si richer gen dem armen nicht ze scharf.  
 kuo sunder hagen den sumer nicht wol getuon künde.

Wie man den esel hat unwert,  
 doch was er ie gereite,  
 wa man ie sines dienstes gert,  
 das er in nie verseite.  
 hetti nieman zuo armuoten pflicht,  
 der rîchen richtun wer ein wicht.  
 wer solte dann dienen, ob der arme were nicht?  
 guot was ie das baste, das man den sak damit verbünde.

<sup>44)</sup> 184 ed. Halm. <sup>45)</sup> Chanvin, Biblioth. Arabe 2, 110. 233; 3, 50.

<sup>46)</sup> Sprichwörter und Redensarten (1860) Nr. 218.

<sup>47)</sup> Siehe Wander unter Wucher 18 u. Wuchern 2 u. 3. Vgl. auch m. Anm. zu Nr. 12.

Aus der Tendenz dieses Spruches vermeinte Roethe „den Juden zu spüren“. Daß der Jude einen aus Urzeiten anerzogenen Sinn für soziale Gerechtigkeit hat; daß er sich des Armen annimmt, wie er kann, darf man wohl behaupten. Man braucht nur auf eine kleine Auswahl von Bibelstellen hinzuweisen<sup>48)</sup>. Auffallend ist nur Roethes seltsame Art der Motivierung für Süßkinds Äußerung. „Mehr noch bedeutet seine nivellierende Tendenz, die den emanzipationslustigen Juden verraten könnte: der Reiche soll den Armen nicht verachten; wer adlig handelt, ist adlig; der Adel taugt nichts, der nicht adlig tut, sonst wird das Adelskleid zum Haderlumpen.“ Solche Ansichten erscheinen doch wohl zu keiner Zeit tadelnswert, auch nicht von irgendeinem aristokratischen Standpunkt. Im übrigen sind es sehr volkstümliche Anschauungen, die hier Süßkind äußert. Der Gegensatz zwischen Arm und Reich hat wohl immer dem Denken, besonders der Armen, Anlaß zu Betrachtungen gegeben. Man beachte die überaus zahlreichen Beispiele in Wanders Sprichwörter-Lexikon. Der Gedanke: der Reiche bedarf der armen Leut' etc.<sup>49)</sup>, wird oft und in vielen Ländern geäußert. Süßkinds Neigung zu Bildern und Vergleichen zeigt sich deutlich in diesem Spruch. Der Gegensatz zwischen Mehl und Asche findet sich in manchem Volkswort<sup>50)</sup>. Es ist fraglich, ob in dem letzten Satz des Spruches schon die volksetymologische Beziehung zwischen Binden und Bast gefühlt ist. Es scheint die Anschauung zugrunde zu liegen, daß Bast und Sack aus demselben Material stammen, und Bast dient dem Sack.

## 10.

Wa hêb uf und nicht envind,  
tuot mir vil dicke leide,  
her bigenot von darbian  
der ist mir vil gevere.

Des weinent dicke minü kint,  
bȫs ist ir snabelweide;  
er hat si selten sat getan  
bis uf die fröidenbere.

In mînem hûs her dünnehabe  
schaffet mir ungerete;  
er ist zer welt ein mûlich knabe.  
ir milten, helfent mir des boesewichtes abe,  
er swechet mich an spise und ouch an wête!

Die Fahrenden, die Nahrung und Kleidung heischen mußten, hatten oft Anlaß, ihren Notstand den begüterten Herren zu klagen, um deren Freigebigkeit (Milde) anzuregen. Auch die wenigen ritterlichen Fahrenden können sich da nicht ausschließen, wenn sie sich auch von der würdelosen Bettelei der späteren Spruchdichter fernhalten. Walther von der Vogelweide, der sich mit seinem getragene wât ich nie genam<sup>51)</sup> von anderen Genossen unterscheiden will, bittet sehr eindringlich: Von Rôme vogt, von Pülle künec, lâ̄t iuch erbarmen, daz man mich bî sô rîcher kunst lâ̄t alsus armen<sup>52)</sup>. Ulrich von Singenberg, der

<sup>48)</sup> II. B. Mos. 25, 35; Ezech. 16, 49; Psalm 37, 21; 41, 2. Sprüche 14, 31; 22, 9; Hiob 31, 16—20.

<sup>49)</sup> Wander unter Reicher 34 u. 36.

<sup>50)</sup> Wander unter Mehl 57, Asche 5 u. 19.

<sup>51)</sup> Lachmann 63, 3.

<sup>52)</sup> ebda. 28, 1 f.

Truchsess von St. Gallen, hat in einer Parodie dieser Verse<sup>53)</sup> gut seinem Schöpfer danken, daß er in glücklicherer Lage ist. Schon der alte Spruchdichter Spervogel klagt, daß er seinen Kindern nichts hinterlassen könne. Am deutlichsten hat später Hadlaub ein Bild häuslichen Dichterelends gegeben<sup>54)</sup>: hüßsorge tuot so we! Er schildert sehr lebendig, übrigens auch mit Verwendung von Personifikationen der Not, seine Ratlosigkeit den hungernden Kindern gegenüber; besonders fühlt er sich durch das kränkende Verhalten seiner Frau verletzt. Man darf es wohl als einen charakteristischen Zug des in dieser Hinsicht feinfühligsten Juden ansehen, daß er die Frau hier nicht nennt. Über diese hüßsorge der Dichter ließe sich durch einen langen Zeitraum bis auf Liliencron mit seinem humorvollen „Auf der Kasse“ („Schalt meine Frau mich bis in die Nacht, daß ich so wenig Geld gebracht“) eine sehr umfängliche Gedichtsammlung zusammenstellen.

Die Personifikationen und allegorischen Namen treten bei den mittelhochdeutschen Dichtern in reichem Maße auf, bis zur groben Geschmacklosigkeit bei dem Landsmann Süßkinds, dem Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg in seinem Renner. Eine reiche Zusammenstellung bietet Wackernagel<sup>55)</sup>: Daß die allegorischen Bezeichnungen, die Süßkind nennt, wirklich auch als Namen nachweisbar sind (Bigenot, Snabelweide), steigert die humoristische Färbung. Übrigens erscheint es mir zweifelhaft, ob Wahebûf und Nichtenvint schon als Namen gemeint sind. Vielleicht liegt hier — die Einzahl tuot spricht dafür — eine sprichwörtliche Redensart zugrunde. Wander verzeichnet unter Aufheben Nr. 3: Wer aufhebt, der findet, wenn er bedarf. Unter Nr. 5: Wohl aufgehoben, ist leicht gefunden. Fürsts Übertragung: „Wo Ausgabe und nicht Einnahme, da macht mirs viel zu schaffen“, ist viel zu frei, vortrefflich (nach der alten Auffassung) hingegen Dr. Bertha Badt: „Herr Wohernimm, Herr Nimmerfind, die tun mir viel zu Leide.“

## 11.

Ich var uf der toren vart  
mit miner künste zware,  
daz mir die hêrren niht welnt geben,  
daz ih ir hof wil vliehen,

Unt wil mir einen langen bart  
lân wahsen griser hare,  
ich wil in alter Iuden leben  
mich hinnan vür wert ziehen.

Min mantel der sol wesen lang,  
tief under einem hute,  
demüteklich sol sin min gang  
und selten me gesingen hovelichen sang,  
sid mich die hêrren scheiden von ir guote.

Es gehört zur Heischetechnik der Fahrenden, daß man bei nicht ausreichenden Gaben der kargen Herren erklärte, die Kunst nicht mehr üben zu wollen, wie z. B. Regenbogen ankündigt, daß er wieder zu der Esse Glut zurückkehren will, da er sich als Schmied besser ernähren könnte.

Süßkind erwähnt als charakteristisch in dieser Strophe den tief ins Gesicht gerückten Hut (nicht den besonders geformten Judenhut), da die Juden nach

<sup>53)</sup> Bartsch 30, 105 ff. <sup>54)</sup> Bartsch 87, 188 ff. Roethe.

<sup>55)</sup> in Pfeiffers Germania Bd. 5, 290 ff. Vgl. auch Wilmanns Leben Walthers 176. Reinmar 271.

alter Sitte den Kopf zu bedecken pflegen, den langen Bart aus ähnlichem Grunde, den langen deutschen Mantel und das demütige Auftreten. Er erwähnt nicht das „jüdisch Ringlein“. Danach darf man aber nicht die Datierung feststellen wollen, wie es Graetz tut, denn bekanntlich hat es noch lange gedauert, bis die Bestimmungen der Lateran-Synode von 1215 wirklich allgemein und streng durchgeführt wurden. Auch der wahrscheinlich nach 1300 wirkende Schweizer Maler der Handschriftbilder hat den Juden anders zu charakterisieren gewußt als durch das Abzeichen.

Man braucht aus dieser Strophe nicht zu schließen, daß S. nun endgültig seiner Kunst entsagt hätte. Wenn er recht beliebt war — vielleicht hatte er eine besonders schöne Stimme, die man gern hörte —, war die Ankündigung seines Abschieds ebensowenig ernst gemeint wie bei manchen modernen Künstlern, sondern hatte leicht durchschaubare Nebenabsichten.

Man hat es seltsam gefunden, daß ein Jude äußern sollte, er wolle in alter Juden Leben fortan sich bewegen, und hat mit dieser Bezweiflung die weitest gehenden Schlüsse gezogen. Man hat anscheinend nicht bedacht, daß diese Ankündigung im Munde eines Nichtjuden doch noch viel seltsamer wäre. Man darf annehmen, daß Süßkind, wenn er sich den Fahrenden angeschlossen hat, in manchen äußerlichen Dingen (in Haar- und Bartracht, Kleidung, in gewissem Sinne auch in der Lebensweise) sich ihnen assimiliert hatte. Da ist es durchaus begreiflich, daß er nun, da er seine Kunst aufgeben will, sich völlig der Gemeinschaft wieder anzuschließen gedenkt, der er sich durch seinen Ausnahmeberuf immerhin zeitweise entfremdet hatte. Hier ist der Ort, zwei haltlose Behauptungen von jüdischer Seite zurückzuweisen. Gelbhaus<sup>56)</sup> meint, Süßkind habe die Poesie „nur theoretisch als Dichter und nicht praktisch als Spielmann gepflegt, denn mit solchen Wanderungen waren die Übertretungen der Speisegesetze und die Vernachlässigung der vorgeschriebenen Observanz unumgänglich [?] verbunden“. Süßkind, „der höchstwahrscheinlich in strenggläubigen Kreisen geboren und aufgewachsen war, da er doch bloß in einer frommen Umgebung eine fromme Gesinnung in sich aufzunehmen vermochte (G. findet eine in seinem Sinne fromme Gesinnung nämlich in Süßkinds Gedichten!), konnte seine Kunst nicht als wandernder Minnesänger auf den Edelhöfen vorgetragen haben“. Was hier eine aufs engste eingezwängte Phantasie sich ausmalt, ist in Prämisse und Folgerung unbegründet; denn der Reichtum der Möglichkeiten in Lebensgestaltung und Schicksal wird hier völlig außer acht gelassen.

Die Vermutung Goldbaums<sup>57)</sup>, daß Süßkind zum Christentum übergegangen sei und nun „in grollendem Unmute den Glaubenswechsel bereute“, ist ebenso haltlos. Denn wie seine Verse verraten, hat er sich als Jude gefühlt und die Sache seiner Brüder nie im Stiche gelassen.

Man hat aus jener vermeintlich anstößigen Stelle schließen wollen, daß das Judesein des Autors von dem Sammler der Handschrift eben aus dieser Stelle leichtsinnig gefolgert sei. Roethe hingegen „scheint es richtiger, vielmehr die Echtheit des Tones anzuzweifeln, der eben jener Äußerung wegen dem einzigen jüdischen Dichter der Handschrift zugeteilt wurde. Diese Lösung wird auch dadurch empfohlen, daß Ton V der letzte der Sammlung ist (denn Ton VI ist mit Ton II identisch) und daß er in seinem metrischen Charakter den übrigen fernsteht. Hat man nun aber aus Ton V gefolgert, daß der Dichter ein armer Schlucker gewesen sei, . . . so wird es vorsichtiger sein, diese biographischen Züge beiseite zu lassen. Aus den sicher echten Gedichten ergibt sich für des Dichters Leben nichts rechtes.“ Die Begründung, die Roethe für die Unechtheit der Gedichte Nr. 10 und 11 anführt, ist durchaus nicht stichhaltig, aber bei dem Ansehen, daß dieser Germanist mit Recht genießt, hat seine Meinung fortgewirkt. Noch in der letzten Äußerung eines hervorragenden Kenners der mittelhochdeutschen Literatur ist ihr Einfluß zu spüren. „Eine seltsame Gestalt ist Süßkind von Trimberg, ein Jude, ein armer Teufel, den zu Hause die Not aus allen Ecken sieht und die Kinder weinen. Die Herren wollen ihm für seine Kunst nichts geben, so will er demütiglich seine

<sup>56)</sup> a. a. O. 83. <sup>57)</sup> S. 278.

Straße ziehen als alter Jude, in langem grauem Bart, den Hut tief in den Kopf gedrückt. Hier haben wir einmal ein wirkliches Lebensbild von Jammer und Elend, und selbst wenn es nicht eigenes Erlebnis eines jüdischen Verfassers und die Überschrift und Abbildung („ein Jude“) unglaublich sein sollten, so ist es doch nicht Schablone, wenn auch die ganze Aufmachung an innerem Pathos verlieren würde<sup>58</sup>). Was als wirkliche Begründung in Roethes Ausführungen für die Unechtheit der Gedichte 11 und 12 in Betracht zu ziehen ist, sei im folgenden erwogen.

1. „Ton V ist der letzte der Sammlung, denn Ton VI ist mit II identisch.“ Also ist doch in Wirklichkeit Ton V nicht der letzte; es folgt noch Spruch 12, dessen Ton wohl wegen der rhythmischen Verschiedenheit in den beiden ersten Versen der Stollen der Zusammensteller eben nicht als Ton II gefühlt hat. Auch hat er keineswegs immer nur nach den Tönen geordnet, sondern auch nach dem Inhalt. Daß er nun die mehr persönlichen Strophen und besonders den Abschiedsspruch möglichst ans Ende stellen will, ist doch selbstverständlich. Vielleicht hatte man — ohne den Ton besonders in Betracht zu ziehen — die doch recht durchsichtige Polemik des Wolfspruches zunächst nicht aufnehmen wollen, sich aber dann doch entschlossen, sie ans Ende zu stellen. Also aus der Anordnung kann man die Unechtheit von 10 und 11 nicht begründen.

2. „Ton V (der also für 10 und 11 gilt) steht in seinem metrischen Charakter den übrigen fern.“

Genauer gibt Roethe nicht an. Aber die Reimanordnung der Stollen dieser Sprüche ist doch ganz ähnlich wie in 2 und 12, und der Dreireim im Abgesang der beiden Gedichte ist bei Süßkind sehr häufig. Sprachlich stimmen die für unecht gehaltenen Stücke durchaus mit den übrigen überein. Zugegeben, daß Süßkind sonst die letzte Zeile des Abgesangs an die Stollen bindet. Aber warum sollte er sich stets an dasselbe Schema halten? Auch bei den meisten anderen Spruchdichtern herrscht in dieser Hinsicht Abwechslung und Freiheit.

Roethes Gründe sind also nicht ausreichend, um die Unechtheit von 10 und 11 zu erweisen. Es wäre eine Kur nach Doktor Eisenbart, wenn man eines Anstoßes wegen, der, wie wir gesehen haben, unberechtigt ist (in alter Juden Leben), die beiden Gedichte einfach abschneiden wollte.

Bartsch und Roethe setzen Süßkind mit den anderen Dichtern, die eine spätere Hand der Sammlung angefügt hat, in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. (Abgeschlossen ist die Sammlung wohl spätestens 1330.) Es ist also nicht unmöglich, daß Süßkind noch gelebt hat zur Zeit seiner Aufnahme. Jedenfalls war der zeitliche Abstand nicht so groß, daß die guten Kenner und Liebhaber des Sings, die die Sammlung bewirkten, unechte Stücke gerade diesem Juden, der sicher nicht anstandslos eingeordnet wurde, anfügen sollten. Ich selbst bin der Meinung, daß es keinen Grund gibt, Süßkind später anzusetzen als um die Mitte des Jahrhunderts. Er bewahrt die gute Tradition in der Form seiner Sprüche; die sehr bald einsetzende Entartung und Verwilderung ist in seinen Versen nicht zu spüren. Er wird jedoch vor Reinmar von Zweter (etwa bis 1250) nicht gedichtet haben. Dieser adlige Fahrende scheint, wie meine Hinweise in den Anmerkungen zeigen, auf ihn eingewirkt zu haben, wenn ich auch eine unmittelbare Abhängigkeit nicht behaupten möchte.

## 12.

Ein wolf vil iemerlichen sprach:  
 wa sol ich nu beliben,  
 sid ich dur mines libes nar  
 muos wesen in der âchte?  
 dar zu so bin ich geborn, dü schult dü'n ist nicht min.

<sup>58</sup>) Ehrismann, S. 296 f.

Vil manig man hat gut gemach,  
den man sicht valscheit triben  
und guot gewinnen offenbar  
mit sündeklicher trachte;  
der tuot wirser vil, dann ob ich nem ein genselin.

Jo'n hab ich nicht des goldes rot  
ze gebene umb mine spise,  
des muos ich rouben uf den lib durch hungers not.  
der valsch in siner wise  
(ist) schedelicher vil dann ich, und wil unschuldig sin.

Der Sinn dieser Wolfsklage ist leicht zu durchschauen. Man hat die Juden zum Gelderwerb gezwungen. Andere Berufe werden ihnen erschwert oder ganz verschlossen. Sie sind zum Zinsnehmen so gezwungen, als ob sie nur dazu geboren wären. Aber ist die Gier nach dem Erwerb von Geld und Gut etwa nur bei den Juden zu finden? Die deutschen Volksdichter und Volksprediger sprechen sich über das Wuchern der Christen sehr deutlich aus<sup>59)</sup>, weit deutlicher, als es Süßkind aus naheliegenden Gründen tut. Nur wenige Stellen seien hier zitiert.

Reinmar von Zweter:

Jesus Crist, den ê die Juden verkouften,  
waer er hie niden,  
ich waene, in die getouften  
noch verkouften sumeliche<sup>60)</sup>.

Meister Rumelant (Zeitgenosse Süßkinds):

getoufter wuocherer, schalk  
begest vil grôze sünde.

Der Eisenacher Stadtschreiber Johann Purgoldt sagt später ganz verständlich: „Und darumb so musen sye (die Juden) wuchern, und dit ist ir behelffen; aber dye cristen wucherer haben kein behelffen, wan es ist ir girheit und ir vorzwifelt bosheit.“

Der Vergleich der Wucherer mit Wölfen ist volkstümlich. In seinem Esopus geißelt z. B. Burkhard Waldis die wuchernden Kaufleute:

Sind Wolff, und wöllens doch nit sein,  
Schmücken den Wolff mit frommen Schein!<sup>61)</sup>.

Wie sehr Süßkind sich mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigte, ersieht man auch aus dem zweiten Stollen des 8. Gedichtes.

Wie man in die Irre geht, wenn man durchaus alles aus dem jüdischen Schrifttum belegen will, dafür sei nur die seltsame Erklärung dieses Spruches durch A. Lewin angeführt. Er sieht in ihm eine Paraphrase von Ezechiel, Kap. 22, Vers 27 f.

„Da mag die Schulscholastik der Jugendschule die Frage gestellt haben: wer ist schlechter, diese Fürsten oder diese Propheten? und der Dichter antwortet: die Wölfe sind dazu prädestiniert, die verlogenen Propheten sind die schlimmsten. Und hierbei mag er gedacht haben an das Wort der Weisen: sie tun wie Simri und wollen Lohn gleich Pinchas!“

<sup>59)</sup> Viele Belege bei Güdemann 1, 133 ff. III, 187 ff.

<sup>60)</sup> Spruch 134.

<sup>61)</sup> siehe auch m. Anmerkung zu Murners Narrenbeschwörung, Nr. 67, Mit dem Judenspieß rennen, S. 554 f.